

**Horst Groschopp**

## **Humanismus, Leid und politisches Sterbehilfekonzept des Humanistischen Verbandes (HVD)**

Schriftfassung Beitrag Abschlusspodium 02. April 2006 *Muss der Mensch leiden?* auf der Tagung der *Humanistischen Akademie Bayern* „Komm süßer Tod?“

### **Zur Kulturbedeutung von Leid**

Um gleich aus humanistischer Perspektive auf die Frage zu antworten: Nein, der Mensch (der ja immer ein konkretes, einmaliges Individuum ist) muss nicht leiden, aber er oder sie darf es. Das mag zynisch klingen angesichts unserer Tagungsthematik. Aber es ist im Kulturenvergleich nicht nebensächlich, dies gleich eingangs festzuhalten, dass es in unserer Kultur weder verboten ist, Leid sichtbar zu empfinden, noch in bestimmten Situationen unbedingt Leid oder Mitleid vorzeigen zu müssen, schon gar nicht darf man hierzulande – aus welchem bösen oder hehren Grund auch immer – von einem anderen Menschen zum Leiden gezwungen werden, nur damit dieser leidet, auch nicht zu einem höheren Nutzen, der sich aus einer besonderen Religiosität ableiten mag.

Zugleich sollten wir feststellen, dass es für unser Thema wichtig ist zu betonen, dass wir hier Probleme des Krieges, der Folter, des öffentlichen Quälens, der Vergewaltigungen und ähnliche gewaltsame Leidenszufügungen ausblenden, obwohl sie, was die kulturellen Auffassungen vom Leiden und Leidenmüssen betrifft, sehr lehrreich sind (z.B. der Umgang mit der Todesstrafe und dem Strafvollzug).

Was wir also heute diskutieren ist ein historischer Sonderfall, der nichts desto trotz für unsere aktuelle Kulturbewältigung enorme Bedeutung hat: Wir haben Apparate und Chemikalien hervorgebracht, deren Anwendungen dazu dienen können, Leben und Leiden zu verlängern, zu verkürzen oder zu mildern, gar ganz auszuschalten. Dies zwingt uns darüber nachzudenken, was wir wollen und welche Kriterien und Wertvorstellungen wir unserem Wollen zugrundelegen.

Mehr noch: Ich muss als Kulturwissenschaftler darauf hinweisen, dass wir wahrscheinlich alle dabei sind über die ethischen Regeln einer neuen letzten Lebensphase zu bestimmen, die sich durch die moderne Medizin in den letzten Jahren herausgebildet hat, die Zeit nach dem rüstigen Seniorenendsein und dem Tod. Lebensphasen sind immer auch kulturell definiert, das war mit der „Erfindung der Jugend“ und der „Entdeckung der Kindheit“ um 1900 nicht anders.

### **HVD und Humanismus**

Jetzt möchte ich eine Bemerkung zum Hintergrund machen, aus dem heraus wir im *Humanistischen Verband Deutschlands* unsere Haltung zum Thema „Autonomie am Lebensende“ formulieren.

Der HVD ist eine Weltanschauungsgemeinschaft. Er vertritt auf der Grundlage einer rationalen, aufgeklärten und praktisch orientierten Ethik die Grundsätze Selbstbestimmung, Weltlichkeit, Respekt und Solidarität. Von dort aus sagen wir Ja zur medizinischen und menschlichen Sterbebegleitung ebenso wie zur Möglichkeit von Sterbehilfe auf Wunsch des Betroffenen.

Wir haben in Berlin ein sehr gefragtes ambulantes Hospiz mit über 120 ehrenamtlichen Sterbebegleitern, die wir auch selbst ausbilden. Wir haben seit über 15 Jahren Erfahrungen mit qualifizierten Patientenverfügungen, persönlichen Beratungen und seit etwa einem Jahr über das Internet auch eine vereinfachte „Standard-Patientenverfügung“ mit mehreren tausend Nutzern.

Unsere Arbeit am Thema „Autonomie am Lebensende“ ist eingebettet in ein breites Angebot im Sozialbereich, von der Schwangerenberatung bis zur Mobilitätshilfe. Aber auch auf ganz anderen Feldern sind wir aktiv: Wir haben 22 Kindergärten allein in Berlin – hier in Nürnberg inzwischen drei –, 41.000 Schüler im Lebenskundeunterricht, einer säkularen Alternative zum Religionsunterricht, jährlich bundesweit mehr als 10.000 Jugendliche in unseren Jugendfeiern usw.

Ich sage dies deshalb, weil uns das Gesamtangebot wichtig ist für unsere Haltung zur gesamten Problematik. Und wir haben unsere Positionen in zahlreichen wissenschaftlichen Konferenzen (die wir auch dokumentieren) öffentlich vorgestellt, bis hin zur Mitarbeit in der Kutzer-Kommission und unserer qualifizierten Stellungnahme zum Gesetzentwurf der Justizministerin Zypries.

Humanismus ist wieder in die Diskussion gekommen, auch durch unser Auftreten. Altphilologen sehen im Humanismus die Pflege von Latein und Altgriechisch – und sie sorgen sich um römisches und griechisches Kulturgut. Ihnen ist der Humanismus eine historisch mit der Renaissance abgeschlossene Sache und weitgehend eine Angelegenheit der musealen Pflege. Es gibt in Baden-Württemberg die staatliche Stiftung *Humanismus heute*, die genau diese Aufgabe hat und 1998 die *Humanistische Akademie Berlin* zwang, den Namen ihrer Zeitschrift in *humanismus aktuell* umzuwandeln, um Verwechslungen auszuschließen.

Das *zweite* (und man muss sagen, das allgemein vorherrschende Verständnis von Humanismus) sieht diesen als Folge der Renaissance, als von Italien ausgehende demokratische und aufklärerische Kulturbewegung, deren Grundsätze sich in den Menschenrechten spiegeln, die in den Verfassungen Europas, Amerikas und schließlich den Vereinten Nationen ihren Niederschlag finden.

Eine *dritte* Auffassung von Humanismus ist der soeben genannten inhärent. Sie spitzt den weltanschaulichen Kern von Humanismus zu, in dem sie fragt, ob sich Menschen selbst Verfassungen geben, als Individuen, als Gesellschaften bzw. als Staaten oder ob Menschen diese Verfassungen von einem Gott oder einem höheren Prinzip ableiten bzw. darauf zurückführen.

Dieser Aspekt markiert übrigens die Quintessenz, warum sich der *Humanistische Verband* „humanistisch“ nennt, während andere meinen, das sei ihnen zu weit gegriffen bzw. gar eine Anmaßung.

Die Anhänger eines Humanismus als Weltanschauung halten die Auffassung von Humanismus als Demokratie und Menschenrechte für einen historischen Sieg ihrer Sache, aber auch um einen nach wie vor umstrittenen Wertekonsens und einen politischen, also veränderbaren Kompromiss innerhalb säkularer Verfassungen. Sie meinen, dass es *erstens* nötig ist, in der Tradition der Aufklärung, der freien Religiosität und der Freidenkerei weiter ein dezidiert weltliches Verständnis von Humanismus zu vertreten.

Und sie sind *zweitens* der Auffassung, dass diese „Gesinnung“ geeignet ist, Menschen zusammenzuführen, die nicht einfach nur Kirche und Religion verneinen, sondern die nach einer praktischen, einer positiven Lebensperspektive suchen, die eine selbstbestimmte Wahl in den „letzten Antworten“ einschließt, also in existenziellen Situationen des Lebens und Sterbens, der Bildung und Erziehung, der Fragen von Krieg und Frieden usw. Das bestimmt auch den hohen Rang, den wir dem Tagungsthema einräumen.

Humanismus ist – fassen wir bis hierhin zusammen – letztlich eine besondere Kulturanschauung. In ihr wird der Mensch vom Menschen aus betrachtet und in den Mittelpunkt gestellt, also nicht von einem Gott oder einer Religion aus abgeleitet, oder von der Rasse oder Nation her bestimmt.

Die Differenz zur Religion entsteht dabei *erstens* nicht dadurch, dass Humanismus den Atheismus oder den Agnostizismus von vornherein zu seinem Prinzip erklärt, sondern umgekehrt: Humanismus ist prinzipiell (aber nicht ausschließlich) atheistisch oder agnostisch, weil er voraussetzungslos vom Menschen ausgeht. Humanismus ist in erster Linie Reden über Menschen (nicht über Gott).

Das bedeutet aber auch *zweitens*, dass unser Humanismus den Dialog einschließt, gerade den in solch wichtigen ethischen Fragen, wie sie beim Thema Sterbehilfe nun einmal vor uns liegen. Hier mit „Kirchenkampf“ zu kommen, wo es um das Menschsein und unser aller Zusammenleben (und Sterben) geht, verbietet sich, wie wir meinen, von selbst. Doch es muss möglich sein, dass auch wir gehört werden, und dass nicht den Kirchen und Religionen das Monopol und die Deutungsmacht in ethischen Antworten von vornherein zugeschlagen wird.

## **Humanismus und Nachdenken über Leid**

Der Humanismus sieht im Leiden keinen besonderen Sinn und Leid hat keinen Wert an sich. Es gilt besonders nicht, wie Äschylus im Agamemnon den Chor das Lob auf Zeus singen lässt, dass wir durch Leiden zu lernen haben. Der Humanismus lehrt vielmehr, dass Leid keine anthropologische Konstante ist, sondern höchstens eine Lektion, die einem durch das Leben erteilt werden kann, aber nicht durch einen Gott oder ein Prinzip. Der Humanismus blendet aber das Leidensproblem nicht aus.

Das Selbstverständnis des *Humanistischen Verbandes* sagt dazu:

„Leidenserfahrungen, Krisen und existentielle Erschütterungen gehören zu unserem Leben. Sie können auch Chancen humaner Entwicklung sein. Humanistinnen und Humanisten wenden sich dagegen, Leid zu verklären, und treten ein für das Recht

auf Leidminderung und auf Hilfe zu einem selbstbestimmten Sterben. ... Menschen [können] mit schmerzhaften, zum Teil unlösbaren Problemen zu leben lernen, ohne in Resignation zu verfallen.“

Wenn wir uns auf die Suche nach dem begeben, was Leid ist und woher und seit wann wir wissen, was das für uns ist, stoßen wir auf eine Vielzahl bekannter Weisheiten, allen voran den Psalm 34,20, wonach der Gerechte viel leiden müsse, ihm aber der Herr aus dem allen heraushilft.

Goethe hat zu diesem Spruch zwei unterschiedliche Interpretationen geliefert, die sich nur durch ein Wort – aber dadurch gründlich – unterscheiden: Im *Tasso* lässt er 1789 seinen Helden gegen Ende des Stückes sagen: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, / Gab mir ein Gott, zu sagen, *wie* ich leide.“ Gott gibt hier sozusagen die Sprache vor. Er verleiht die Befähigung zum *Leidenausdruck* durch den Glauben.

Mehr als dreißig Jahre später ist Goethe hier kritischer. In seiner 1823 in Karlsbad verfassten *Elegie* bekommt der Spruch eine andere Wendung: „Gab mir ein Gott, zu sagen, *was* ich leide.“ Die Sprache Gottes befähigt hier zur *Leidenserklärung*. Es geht nicht mehr vordergründig um den Glauben als ein Gefühl, das beim Gläubigen durch kein anderes zu ersetzen ist, sondern um ein Glaubenssystem, eine Religion, die das ganze Sein erklärt.

Leid ist – das zeigt das Goethe-Zitat – eine kulturelle Kategorie nicht nur in der Hinsicht, dass man öffentlich oder privat leiden kann und dies sogar zeigen darf. Sie ist dies auch hinsichtlich ihrer rituellen Aufführungen. Dass Mann oder Frau (und das macht ja kulturgeschichtlich wie soziologisch und wohl auch medizinisch wichtige Unterschiede) in Gesten, in Worten oder durch Schreien zeigen wollen, sollen, müssen, dürfen oder nicht dürfen, dass sie leiden, ist in je historische, raum-zeitlich definierte Kulturen eingebettet. Selbst in aktuellen Kulturen Europas, auch in den oft so einheitlich erscheinenden christlichen, gibt es hierzulande sowohl Regeln, die zum stillen Leiden auffordern, als auch solche, die lautes Klagen erwarten.

Leid ist mehr als Schmerz. Der gewöhnliche physische Schmerz (doch was ist daran schon gewöhnlich?) kann zum Leid werden, wenn er sich auf dem Wege seiner Verbindung mit psychischer Schmerzverarbeitung verstetigt und sich mit einer mehr oder minder dramatischen Aufführung der Schmerzempfindungen ausdrückt. Dass Menschen ihr Leiden zeigen, es sogar rituell aufführen, setzt wiederum voraus, dass sie *erstens* diese subjektive Empfinden bei sich selbst überhaupt zulassen und zugleich *zweitens* von anderen erwarten, dass diese ihr Leid teilen, relativieren, nachempfinden, bedauern oder auch als übertrieben oder unangemessen zurückweisen.

Es ist kultur-historisch und aktuell-ethnologisch keineswegs selbstverständlich, dass jemand Leid oder gar Mitleid zeigt und zudem noch zu erkennen gibt, dass er oder sie an etwas leidet: an einer nicht beherrschbaren Gewalt, z.B. Schmerz, an einer Seelenlage des Ausgeliefertseins, am Bewusstsein der Einschränkung durch Krankheit, des Erkennens, dass eine Lebenshaltung bzw. -planung scheitert oder an der Welt an sich. Es ist diese schwierige Kommunikation über die Regeln, darüber zu reden, die uns die Moderne ausgetrieben hat. So pendeln wir in der Debatte in einer

Spanne, die Leid zwischen dem eher belanglosen Leidtun und dem unsagbaren Schmerz, der kein Leid mehr ist, sondern unerträgliche Qual, ansiedelt.

Eben weil Leid eine kulturelle Kategorie ist, gehört sie zum Kernbestand nahezu aller Religionen und Weltanschauungen. „Leiden“ ist ein subjektiver quälender Zustand, in dem Menschen empfinden, dass sie objektiv „etwas erleiden“, dass ihnen Bedürfnisse und Wünsche versagt werden. Dabei reicht die psycho-physische Spanne sehr weit und hat auch ihre Film- und Theaterfiguren – Verzweifelte Art, Stadt- und Landneurotiker, eingebildete Kranke und beinharte Märtyrer.

Und der Leidenszustand selbst hat verschiedene Abstufungen, für die Kulturen ihre Verarbeitungsformen ausbilden. Der Bogen spannt sich vom kurzen Leid der schnell getrockneten Kindertränen und dem Liebesschmerz, über das zeitweilige Ach und Weh und den Kummer, den Gram und die Trauer bis zum Siechtum, dem erst mit dem Tod endenden Leiden – dem Leiden derer, die Leiden anderer leiden.

Das Wort „Leid“ kommt aus dem Mittelhochdeutschen Wort „Leit“ und ist etwas, das einem zugefügt wird. Es bedeutet zunächst – sehr vereinfacht erklärt – das angetane Böse, das Unrecht, die Schädigung, die Kränkung, die Beleidigung, die Sünde. Das Wort geht dann im 8.-10. Jh. eine Verbindung mit dem althochdeutschen Adjektiv „leid“ ein, das so viel bedeutet wie schmerzlich, bedauerlich, widerwärtig, aber auch verabscheuen und freveln. Dieses Wort wird dann im 10.-12. Jh. substantiviert und bleibt ein Neutrum.

Wie diese Sprachgeschichte sich auch gestaltet hat, für die heutige Interpretation dessen, was wir Leid verstehen und wie es mitteleuropäisch kulturell gesehen wird, ist wichtig, dass erst entdeckt werden muss, dass Menschen leiden können, es aber eigentlich nicht müssen.

Jacques Le Goff erklärt diese Entdeckung in seinem Buch „Die Geburt Europas im Mittelalter“ (2004, S.112ff) mit zwei Neuerungen im damaligen Christentum: *zum einen* mit der Feminisierung der Frömmigkeit (Christus ist weniger der Siegreiche, der Bezwingen des Todes, als vielmehr der Leidensmann, der von einer Mutter geboren wurde, die es ebenfalls zu verehren gilt); und zum anderen mit dem mittelalterlichen Humanismus des 12. Jh., in dem der Mensch nach dem Bilde Gottes geformt erscheint, also als Individuum wertvoll wird – schließlich ist zu berücksichtigen, dass das Bild des leidenden Jesus am Kreuz erst am Ende des 11. Jh. aufkommt und sich gegen andere populäre Symbole (etwa den Totenkopf) erst durchsetzen muss.

Wohl wegen dieser Herausstellung von Leid ist unsere Sprache bis heute voll mit Gegenbegriffen wie Glück, Liebe, Lust und Zuversicht, Wortpaaren wie Freud und Leid und ambivalenten Verkleidungen wie „Ich mag ihn oder sie gut leiden“. Es gibt die Rede Schleiermachers von der Eifersucht als Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.

Jedenfalls führt die Entwicklung dahin, dass in unserer heutigen Kultur auch das metaphysische Leiden am Sein grundsätzlich zugelassen mit der Konsequenz in der christlichen Theologie, dass Gott zwar der Schöpfer der Welt ist, er aber das Leiden an der und in der Welt nicht beseitigen kann, weil es dazugehört.

Dass Leiden zum Leben gehören kann ist unbestritten. Es ist aber problematisch, dem Leiden selbst einen Sinn zuzuschreiben, weil Menschen nun einmal in Sünde leben würden, Schuld auf sich laden usw. Das lehnt – ich wiederhole das – unser Humanismus ab. Aber: Es ist von großer Bedeutung auch für unser Tagungsthema, dass die alte christliche Zumutung von Leid auf dem Rückzug ist, die dieses fasst als etwas, das sein muss, damit man sein Heil erfährt außerhalb dieser Welt, jenseits des Jammertals, insbesondere um dem „Leiden Christi“ im Angesicht des Todes nahe zu sein oder / und um Angst vor der Hölle zu haben, wo einem das zu gute Leben (verbunden mit dem Begehen von Sünden) mit Qual und Leid heimgezahlt wird.

Diese Bilder sind aus meiner Wahrnehmung nicht mehr das Credo der Kirchen. Eine solche Grausamkeit in Zeiten von Medikamentierung von Beschwerden wären wirklich mittelalterlich. Kirchen waren stets bemüht, zeitgemäß sein. Deshalb treten sie heute offensiv für Schmerzlinderung, Palliativmedizin und Hospizbetreuung ein.

Geblichen ist aber zweierlei, *erstens* die Grundannahme von der Unvermeidbarkeit von Leid (weil sonst der berufsmäßig gespendete priesterliche Trost im Namen eines gnädigen und liebenden Gottes überflüssig würde); und *zweitens* die grundsätzliche Ablehnung hedonistischer, eudämonistischer und humanistischer Lehren über das Leid als einem Übel.

Hatte (z.B.) Carl Jaspers in seiner philosophischen Theorie im Leiden noch den Gewinn einer Erfahrung in einer Grenzsituationen gesehen, so dass Leid noch metaphysisch gefasst werden konnte, so sieht heute Peter Singer die Leidensfähigkeit sehr materialistisch als Voraussetzung, überhaupt Interessen haben zu können.

Kurz: Wir finden heute viele Ethiken, die ich humanistisch nennen würde, weil sie Leid vom Menschen her zu bestimmen versuchen. Diese Selbstverständlichkeit ethischen Argumentierens greift inzwischen auch in Theologien Raum, was in allen Religionen Fundamentalisten aufkommen lässt, die Leid streng religiös bestimmen möchten. Diese Selbstverständlichkeit des humanistischen Diskurses, der das Wort Humanismus nicht zwangsläufig erfordert, hat zu einer *dritten* Erscheinung geführt, der Ausdehnung des menschlichen Leidbegriffs auf die Tierwelt (worauf ich hier nicht eingehen möchte).

Ich möchte nun gern (diesen kurzen Exkurs abschließend) einige Beobachtungen mitteilen hinsichtlich der kulturellen Wandlung des Leidverständnisses in der Gegenwart in Bezug auf das Thema der Tagung. Sie deuten auf die Notwendigkeit einer Humanisierung des Todes zu einem Zeitpunkt, da Wissenschaft, Technik und Medizin schon zu seiner Säkularisierung geführt haben. Aus diesem Bestreben leiten sich in meinen Augen die Aktivitäten des HVD ab, zu denen auch religionskritische gehören.

1. Es scheint, dass es eine neue, konfessionell übergreifende, auch die politische Debatte über Sterbehilfe beeinflussende religiöse Leid-Deutung gibt. Diese argumentiert kulturell. Sie befürchtet und macht davor Angst, dass wir rationalen Menschen völlig die Furcht vor Sterben und Tod aufgeben könnten mit – wie man

meint – unabsehbaren Folgen, die – so scheint es – irgendwie zur Hölle auf Erden führen, wenn man diese Furcht aufgibt.

Humanisten ist das Grundmuster wohl vertraut, weil es bis auf die ersten Gegner Epikurs zurückgeht, und weil es v.a. die religiöse Einflussnahme auf Menschen bzw. die Herrschaft über den Menschen bewahren will. Der kirchliche Apparat würde sich in Kulturarbeit auflösen, fiele die Todesfurcht weg.

2. So wahr es ist, dass sich gegenwärtig eine neue Lebensphase ausbildet, um deren kulturelle Gestaltung wir ringen, nämlich die Zeit zwischen dem rüstigen Seniorendasein und dem Tod, also die neue, durchaus lang mögliche Phase des Sterbens, in der Menschen Siechtum erleiden – so falsch ist es, diese Phase als eine Zeit des Leidens zu beschreiben, die man ertragen müsse.

Der Tod ist unausweichlich und eine Auferstehung wird es nicht geben. Nur noch 28 % der evangelischen und 47 % der katholischen Christen glauben an diese Grundaussage ihrer Religion. Noch so viele Pflegeheime mit noch viel mehr Palliativ- und Hospizversorgung (letztere definitiv nur für die letzten Wochen, allenfalls Monate) werden Schmerzen und Leiden nicht verhindern können.

Es muss also möglich sein, dass Menschen selbst bestimmen, dass sie das nicht erleiden möchten. Also muss es möglich sein, ihnen beim schnelleren Sterben zu helfen.

3. Unmittelbar damit zusammenhängend, aber besonders perfide und anti-humanistisch (um es zuzuspitzen) sind Versuche, die Selbstbestimmung (der Patientenwille) darüber, was überhaupt als erträgliches und unerträgliches Leiden empfunden wird, außer Kraft zu setzen.

Auch hier wirken viele religiöse Bilder, v.a. das Wunder von der Wiederauferstehung vom Krankenbett; die Hoffnung auf den Retter, wenn die Not am größten ist; das Maß des Leidens, dürfe man nicht selbst festlegen; es sei ein Trost, dass es anderen noch schlechter gehe oder es hätte auch schlimmer kommen können usw.

4. Und dies ist dann die Quintessenz, die gebetsmühlenartige Behauptung, Sterbehilfe entsprechend dem Willen des Schwerkranken spräche gegen das Fürsorgeprinzip, als ob es nicht auch eine Fürsorge gäbe, dem Leidenden gegenüber, der wünscht, sein Leiden zu beenden, auch und gerade dadurch, dass man beim Sterben Hilfe leistet – was ja schon der Name sagt: Sterbehilfe.

### **HVD und Politik für humanes Sterben**

Damit bin ich zu dem Punkt gekommen, Deutliches zur Sterbehilfe politisch zu sagen. Unsere Haltung lässt sich wie folgt zusammenfassen: Der Humanistische Verband Deutschlands tritt für umfassenden Patientenschutz ein, der sich ausschließlich am Wunsch, Wille und Wohl des einzelnen zu orientieren hat.

Aus dieser Maxime leiten sich alle weiteren Vorschläge ab bis hin zur Bejahung des ärztlich begleiteten Suizids. Dabei wollen wir einen speziellen „deutschen Weg“ gehen (also nicht den Holländischen) und richten unser Bestreben auf zwei Ziele:

*Erstens* möchten wir den Wunsch und das Verlangen nach Euthanasie im Sinne einer Tötung durch fremde Hand überflüssig machen (was in bestimmten einzelnen Fällen nicht möglich ist, aber deshalb wollen wir eine gesetzliche Regelung der Sterbehilfe nicht auf der – wenn auch deutlich begrenzten – Zulässigkeit der Tötung auf Verlangen aufbauen).

Wir machen uns demzufolge auch nicht – wie die Katholische „Tagespost“ neulich die Tatsachen entstellend schrieb – für die Freigabe der „Tötung auf Verlangen“ stark. Ganz das Gegenteil. Was wir allerdings wollen ist

- *zum einen* eine Ergänzung des § 216 StGB dahingehend, dass eine Straffreistellung bei Erfüllung des Sterbewunsches hinzugefügt wird für den Fall des Unterlassens oder Abbruchs lebensverlängernder Maßnahmen, wie sie eigentlich schon Praxis sind; und

- *zum anderen* eine Ergänzung des § 34 StGB (rechtfertigender Notstand), wenn gemäß Behandlungsverzicht oder assistiertem Suizid gemäß einer Patientenverfügung gehandelt wird.

*Zweitens* wollen wir keine Fremdbewertung individueller Lebensqualität zulassen, weshalb wir auf Patientenverfügungen setzen.

*Abschließend* vier kurze Anmerkungen zur aktuellen Debatte über Autonomie am Lebensende.

*Erstens* bin ich der Ansicht, dass wir gegenwärtig einen Dambruch in der Debatte erleben, vor allem wegen des Drucks von unten durch einen eindeutig erklärten mehrheitlichen Volkswillen der Befürwortung der vor allem passiven Sterbehilfe – woran auch keine anderweitigen Antworten auf sehr pejorative und demographisch zumindest seltsam gestellte Fragen der Hospizstiftung etwas ändern können.

*Zweitens* ist der weltanschauliche Graben am Austrocknen, der die Positionen in säkulare und religiöse trennte, seit der Hamburger CDU-Politiker Kusch – daran ändert seine kürzliche Entlassung aus dem Amt gar nicht – mit einer dezidiert christlichen Begründung ähnliche Vorschläge macht wie sie bisher vorwiegend aus humanistischen Haltungen kamen. Angelegt war dieser Stellungswechsel schon in der Position der *Diakonie Sachsen* und deren Broschüre *In Würde sterben* von 2004.

*Drittens* nimmt die Zahl der Politiker zu, die hier initiativ werden; ich verweise auf meinen Vorstandskollegen und Amtvorgänger Rolf Stöckel (SPD), auf Frau Volkmer aus der gleichen Fraktion, auf Herrn Kauch und die gesamte FDP-Fraktion im Bundestag, auf den SPD-Vorsitzenden des Saarlandes Maaß usw.

*Viertens* fordert die Gründung von „dignitas Deutschland“ alle Beteiligten heraus und zwingt zum Nachdenken und Handeln. Wir im HVD meinen, unser gemeinsames Ziel



sollte es sein, Suizide zu verhüten und Schwerstkranken bestmögliche Versorgungsangebote – aber auch letzte Wahlmöglichkeiten zur selbstbestimmten Leidensverkürzung zu eröffnen. Wir sind entsetzt darüber, dass stattdessen den Dignitas-Kritikern nicht viel mehr einfällt, als mit Empörung und gesetzlichen Verbotsforderungen zu reagieren.

So läuft für uns alles darauf hinaus, und dies soll mein *letzter Satz* sein, eine umfassende gesetzliche Regelung zu bekommen, einschließlich der Problematik des ärztlich assistierten Suizids. Dies wünschen wir verankert in der Patientenverfügung als Rechtsinstitut. Wir wollen keinen ideologischen Kampf, sondern einen sachorientierten politischen Weg, beginnend vielleicht mit einer ergebnisoffenen Debatte im Bundestag zum Thema „Patientenautonomie am Lebensende“.